

MILI

VON JOHANN BÓKAY

Ein unvergeßlicher Name. Der Name des ersten Menschen, auf den ich einen Eindruck gemacht habe. Mili war nämlich die erste Person, die ich unterrichtet und erzogen habe. Sie war auch mein erstes dankbares Publikum.

Ich war damals sieben Jahre alt und Mili war unser Hausmädcl. Sie konnte weder schreiben noch lesen. Ich aber schlich mich, sobald meine Eltern das Haus verließen, zu ihr in die Küche und las ihr Petöfis Gedichte vor. Ich las ihr aber auch andere Gedichte vor, die ich selbst gemacht habe. Nur ihr allein getraute ich mich sie vorzulesen. Mili hörte Petöfi ebenso andächtig an, wie meine Gedichte. Sie schwärmte für mich. Ich war der einzige Mensch, der auch in ihr einen Menschen sah.

Mili war ihrem Äußeren nach das unbedeutendste Weibsbild, das ich je gesehen habe. Sie stammte aus einer oberungarischen slowakischen Bauernfamilie. Ihr Haar hatte keinerlei Färbung, ihre Augen waren trüb-blau und ihre Nase glich einem eingedrückten Horn. Ihre Gesichtsfarbe war gelb, so aschfahl, wie die der verzweifeltsten Menschen. Sie hatte nichts kennzeichnendes an sich und doch war etwas eigenartiges in ihrer Person: sie glich völlig einer Ente in meiner kindlichen Phantasie. Sie bewegte sich unbeholfen mit watschelnden Schritten und schnatterte, wenn sie sprach, ebenso wie die Ente, und betrachtete mich ebenso ausdruckslos. Ich vergötterte Mili. Ich allein wußte es, daß sie voll Verstand und Güte war. Ein Bündnis bestand zwischen uns beiden, das Bündnis der Hilflosen. Ich war im Hause der ärmste im Alter, was die furchtbarste Hilflosigkeit bedeutet, während sie im Hause von der ärmsten Herkunft war, was gleichfalls etwas schreckliches war.

Mili war bei uns glücklich, da sie meine Mutter vergötterte, und mich noch etwas mehr. Sie empörte sich nie gegen etwas, sobald man mich aber mißhandelte, empörte sie sich und leistete Widerstand. Damit ich es aber nicht vergesse, erwähne ich, daß Mili kein Alter hatte, dies ist ja auch nur ein Luxus der Reichen. Sie konnte ebenso zwanzig wie vierzig Jahre alt sein.

Sie saß ebenso auf der Mistkiste und lauschte meinen Worten ebenso, wie die verzückten gläubigen Seelen die Bibel-Ausleger anhörten. Ihre aschfahlen Augen verknüpften sich so mit den meinen, daß sie hie und da laut aufschluchzte, wenn ich ihr ein Gedicht von Petöfi vorlas. Der Diener und die Köchin lachten sie aus, aber auch mich, was uns jedoch nur noch mehr vereinte. Ermüdete ich bei dem Erzählen und Erklären, so begann sie zu erzählen, stets dasselbe: von einem kleinen slowakischen Dorf in Oberungarn, desgleichen es nichts schöneres auf Erden gibt. Dabei aber war ihre Gesichtsfarbe nicht so aschfahl und sie glich auch weniger einer Ente.

Mili war auch bei meiner Mutter beliebt, denn oft streichelte sie ihr farbloses Haar und sagte ihr mit ihrem wundervollen Lächeln: »Mili, du bist die Treue selbst!« Mili drückte einen Kuß auf ihre Hand und verschwand.

Meine Mutter hatte gar liebe und drollige Einfälle. Ein solcher war es, als wir nach Paris zur Weltausstellung fuhren und auch Mili mit uns nahmen. Auf eine Zeit gab ich Petőfi auf und erzählte Mili jeden Abend von Paris. Sonderbarerweise aber hatte ich mit Paris vor Mili keinen Erfolg. Gelangweilt hörte sie meine Ausführungen. Diesmal aber half mir auch meine Mutter, indem sie Milis Einbildungskraft anregte. Sie erzählte ihr von den Boulevards, den großen Warenhäusern, wo man mit dem Aufzug in das oberste Stockwerk der Läden befördert wird. Mili hörte uns gefügig und gelangweilt zu.

Wir waren beide höchst erregt, nicht wegen Paris, sondern einzig und allein wegen Mili. Ob ihre kleinen grauen Augen wohl aufleuchten werden beim Anblick der Weltstadt. Fast könnte ich sagen, daß wir ausschließlich wegen Mili nach Paris fuhren. Wir schleppten sie überall mit; auf die Champs Elysées, in den Bois de Boulogne, nach Longchamp, auf den Eifelturm und in den Großbladen Bon Marché. Der Gesichtsausdruck Milis aber blieb überall verschlossen und farblos. Kein einziges anerkennendes Wort verließ ihre Lippen, so sehr wir es auch wünschten, daß Worte der Entzückung und der Begeisterung freiwillig ihrem Munde entströmen mögen.

Wir wurden immer mehr verdrossen und erregt. Schließlich konnte sich meine Mutter nicht mehr beherrschen und fuhr sie ärgerlich an: sagen Sie mir doch Mili, ist dieses Paris nicht schön? Mili blickte sie unschuldig an und antwortete ihr mit Tränen in den Augen in ihrer an das Slowakische erinnernden Mundart: »es ist schön, schön, aber die Slowakei ist doch schöner«. In diesem Moment gewann ich Mili wirklich lieb.

Allein ich verdanke ihr noch etwas. Das größte Ereignis meines Lebens. Durch sie lernte ich jene Freude kennen, die ich kennen lernen mußte, um das zu sein, was ich bin.

Mitten in unserem Salon stand auf einem seltsamen kleinen Tisch eine Blumenvase. Eine wunderschöne Blumenvase, das Prachtstück unserer Wohnung. Mein Vater hatte sie in einem glücklichen Moment seines Lebens, meiner Mutter in der Glasfabrik von Murano bei Venedig erstanden. In ihrem Kelch glitzerte jede Vorstellung und jedes Geheimnis des Glases. Hundert Farben spiegelten sich in ihr, je nachdem es vom Lichte beleuchtet war. Im Frühjahr lächelte sie, im Herbst war sie betrübt, im Sommer streute sie den Glanz aus sich und im Winter war sie kälter als jeder Kristall.

Stundenlang betrachtete ich sie mit verzückten Augen und trachtete ihr Geheimnis zu ergründen. Auch meine Mutter blieb immer stehen, wenn sie an ihr vorbeiging.

Eines Tages erhielt die Vase eine noch vornehmere Gestalt. Sie wurde gleichsam in Haft genommen. Eine gewaltige Glashülle kam auf ihre schlanke Figur, wie es bei wirklichen Kostbarkeiten zu geschehen pflegt. Wir behüteten ihre Schönheit und ihre ausstrahlenden Lichtfunken. Der Glasbehälter wurde rar bei festlichen Gelegenheiten entfernt, wenn ein Gast ins Haus kam. Wir fühlten uns äußerst reich, da dieser Blumenkelch, diese feenhaftige Glasdichtung, unser Eigentum war.

Es war frühmorgens, etwa gegen sieben Uhr früh; ich, der siebenjährige kleine Knabe, schlief noch in meinem Bette. Plötzlich sprang die Tür auf, und Mili sank in die Stube. Sie warf sich vor meine Füße, weinte und jammerte, indem sie meine Hand mit Küssen überhäufte: »Hänschen, Hänschen, ich habe die Vase zerbrochen!« Ihr Gesicht schwell an und wurde rot, gleich einem

aufgeblähten Schwamm. Nur das Gesicht der Elenden kann durch Tränen so verzerrt werden.

So gütig meine Mutter war, so jähzornig war sie auch. Freude und Zorn wechselten bei Ihr in Augenblicken. Sie strafte plötzlich, um nachher gleich mit umso bezaubernderer Wärme zu vergeben. Das Zerbrechen der Vase galt in ihren Augen als das größte Verbrechen, das je begangen werden konnte. Ich blickte auf Mili und ein unsägliches, nie gekanntes Glück durchströmte meinen ganzen Körper. Ich blickte auf das verweinte Gesicht Milis und sagte ihr: »Weine nicht, liebe Mili, ich nehme es auf mich.« Mili weigerte sich, jammerte noch mehr und wollte mich davon abreden, indem sie meinte, daß sie sofort unser Haus verlasse, da sie nicht vor die Augen meiner Mutter kommen wolle. Mili aber war gewohnt, daß ich ihr befahl. Ich schlüpfte in meine Pantoffel und ging schon dem Zimmer meiner Mutter zu.

Ich war ein kleiner Lügner, geneigt zum Theaterspiel und konnte weinen, wann ich wollte. Schon im Nachbarzimmer fing ich an erbärmlich zu heulen und stürzte mich geradeso wie Mili in das Zimmer meiner Mutter, indem ich mich hart vor ihre Füße warf und verzweifelt brüllte: »Ich habe die Vase aus Murano zerbrochen!« Meine Mutter setzte sich in ihrem Bett auf. Zuerst verstand sie mich nicht recht, wie wir es bei großen Unglücksfällen stets nie gleich begreifen, worum es sich handelt. Als ich jedoch weiterheulte, begriff sie den fürchterlichen Unglücksfall und erleichterte ihr Gemüt, indem sie mir eine tüchtige Ohrfeige gab.

Dies aber war nur der Anfang. Mili schwänzelte hinter mir und litt meinetwegen mit ihrem aufgedunsenen Gesicht alle Höllenqualen. Meine Mutter hatte mich noch nie geprügelt. Nun aber begab sie sich in den Salon, auf den Schauplatz der Tat und überzeugte sich von der Wahrheit, dann kehrte sie mit den harten Zügen eines Richters zurück und schrie mich an: »Leg dich dorthin auf das Bett, leg' dich auf den Bauch und entblöße deinen Hinterteil.« All' dies war äußerst zeremoniell, wie es bei den Hinrichtungen zuzugehen pflegt. Aus der Ferne hörte ich Milis Wehgeschrei, denn wenn der Mensch recht glücklich ist, hört er alles aus der Ferne.

Meine Mutter hatte einen furchtbaren Pracker ergriffen und begann die Strafe zu vollziehen. Wir waren zu Dritt im Zimmer: zwei äußerst unglückliche Frauen, Mili und meine Mutter und ich, der überglückliche Fratz. Mili aber ergriff den zum drittenmal auf mich sausenden Pracker und heulte verzweifelt: »Ich war es! . . . Ich war es! . . .« Fast hatte sie alles verdorben. Meine Mutter schob sie bei Seite und schrie sie hart an: »Schweig', Du Esel! Ich weiß es, daß er es war!«. Allein ihr Blick, den sie auf Mili warf, mußte sanft sein. Wohl bekam ich noch die letzten Hiebe, — doch waren diese schon viel schwächer, als die ersten.

Mili, arme kleine Mili, mit den grauen Augen! Wie gut tatest du mit mir. Du hast mich die einzige Freude gelehrt, für die es wert ist, zu leben: für andere zu leiden, für andere deinen blossen Rücken halten. Es tut nicht weh, glaub' es mir, es tut nicht weh!